

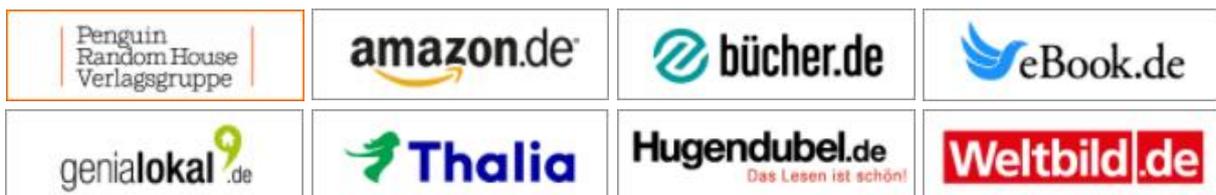
Leseprobe

Frank Tallis

Der Tod und das Mädchen Ein Fall für Max Liebermann

"Ein wunderbarer Krimi aus dem alten Wien!" *Bücherschau zu "Die Liebermann-Papiere"*

Bestellen Sie mit einem Klick für 12,99 €

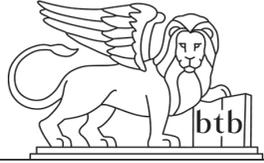


Seiten: 416

Erscheinungstermin: 11. Juli 2011

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de



Aus Freude am Lesen

Gustav Mahler hat es als Direktor der Wiener Hofoper wahrlich nicht leicht. Er sieht sich einer Schlangengrube von Eitelkeiten, persönlichen Animositäten und politischer Schmeichelei gegenüber. Und dann wird plötzlich seine beste Sängerin zu Hause tot aufgefunden, sie hatte eine Überdosis Opium zu sich genommen. Hat sie dem Konkurrenzdruck nicht standhalten können und sich das Leben genommen? Inspektor Rheinhardt und Max Liebermann beginnen zu ermitteln. Und müssen bald feststellen, dass der Fall sie in politische Sphären führt, denen sie nicht gewachsen sind. Frank Tallis zeichnet ein reiches, atmosphärisches Bild des traditionsbewussten und sich doch allmählich modernisierenden Wien am Anfang des 20. Jahrhunderts. Aber die politische Stimmung trübt sich zunehmend ein, der Antisemitismus hat in Gestalt des Wiener Bürgermeisters Karl Lueger einen gefährlichen Propagandisten. Nur ein paar Jahre später wird der Maler Adolf Hitler in dieser Stadt sein Glück versuchen ...

FRANK TALLIS ist Schriftsteller und praktizierender klinischer Psychologe. Für seine Romane erhielt er zahlreiche Preise, u.a. den *Writers' Award from the Arts Council of Great Britain* und den *New London Writers' Award*. Frank Tallis lebt in London.

FRANK TALLIS BEI BTB:

Die Liebermann-Papiere. Kriminalroman (73463)

Wiener Blut. Max Liebermanns zweiter Fall (73464)

Wiener Tod. Ein Fall für Max Liebermann (73465)

Kopflos. Ein Fall für Max Liebermann (74026)

Rendezvous mit dem Tod. Ein Fall für Max Liebermann (74048)

Teuflicher Walzer. Ein Fall für Max Liebermann (71615)

Frank Tallis

Der Tod und das Mädchen

Ein Fall für Max Liebermann

*Aus dem Englischen von
Lotta Rüegger und Holger Wolandt*

btb

Die Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
Death and the Maiden bei Century/Arrow, London.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2011

Copyright © der Originalausgabe 2010 by Frank Tallis

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2011 by btb Verlag

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarktern Str. 28, 81673 München

Umschlagfoto: Monsoon/Photolibary/corbis

Umschlaggestaltung: semper smile, München

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

MK · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74250-9

www.btb-verlag.de

www.facebook.com/btbverlag

Exordium

Der Hofmarschall und der Oberhofmeister Prinz Rudolf Liechtenstein betrachteten Kaiser Franz Joseph von der Treppe aus. Dieser erhöhte Aussichtspunkt gestattete ihnen einen guten Überblick über den gesamten Raum. Wie immer trug der Monarch Uniform: eine dunkelblaue Hose und einen burgunderroten Rock mit goldenen Manschetten. Hoch auf seiner Brust hingen drei Orden. Seine Haltung war aufrecht, wie ein Soldat bei der Parade, postiert im Mittelpunkt einer langsam rotierenden Menschenspirale, aus der ihm die verschiedenen Gruppen vorgestellt wurden. Mit jeder Drehung kamen die Hofburg-Gäste näher, angezogen von der magnetischen Kraft Seiner Majestät. Jede Gruppe wurde von einem Sprecher repräsentiert, der sich auf ein Zeichen des Grafen Paar hin dem Kaiser näherte und die Mitglieder seiner Gruppe vorstellte. Nachdem ein paar wenige Worte gewechselt worden waren, bewegte sich die Gruppe weiter und machte der nächsten Platz.

Obwohl etliche Offiziere anwesend waren – Hauptleute und Oberste, die stolz ihre Regimentsfarben zur Schau stellten –, handelte es sich überwiegend um Zivilisten in Abendgarderobe und weißen Fliegen. Die Frauen in ihrer Begleitung trugen Ballkleider, von denen einige recht gewagten Schnittes waren und die weiße Glätte des Rückens entblößten. Die Spitzenbor-

düren verloren sich in leichtsinniger Tiefe und enthüllten die ansprechenden Rundungen des weiblichen Körpers. Eine Brünette in einem mit Jasmin und Rosen bestickten Mieder schritt anmutig die breite Treppe hinunter. Als sie an den beiden Höflingen vorbeiging, wandte sie sich lächelnd dem Prinzen Liechtenstein zu.

»Eure Hoheit.«

Er neigte seinen Kopf und nahm einen süßen Duft wahr.

»Wer ist sie?«, fragte der Hofmarschall.

»Kennen Sie sie nicht?«, rief der Prinz, seine Stimme klang beinahe ungläubig.

Die Frau gesellte sich zu einer Gruppe Männer am Fuß der Treppe.

»Wenn ich wüsste, wer sie ist, dann hätte ich nicht gefragt«, erwiderte der Hofmarschall.

»Arianne Amsel«, sagte der Prinz. Als der Hofmarschall eine ratlose Miene machte, sah sich Liechtenstein gezwungen zu ergänzen: »Sopran an der Hofoper. Haben Sie sie noch nie singen hören? Das kann ich mir gar nicht vorstellen.«

»Glauben Sie, ich hätte die Zeit, die Oper zu besuchen?«, fragte der Hofmarschall.

»Sie ist berühmt für die Rolle der Senta im ›Fliegenden Holländer‹, und in ›Euryanthe‹ war sie letztes Jahr auch sehr beeindruckend. Wie auch immer, sie wird uns vermutlich nicht mehr lange erhalten bleiben. Unglücklicherweise beklagt sie sich immer wieder über Hofkapellmeister Mahler. Ich werde Sie einander vorstellen.«

Der Hofmarschall nickte und sah sich weiter in dem Saal um.

Die mit Blattgold verzierten Doppeltüren wurden von der bosnischen Garde flankiert. Sie trugen ihr charakteristisches Gewand: Tunika, Kniebundhose, Gamaschen, einen Fez mit einer Troddel und einen Rucksack. Den Hofmarschall streif-

te der Gedanke, dass die Rucksäcke für das Überleben auf den Kalksteinhängen der Dinarischen Alpen sicher unerlässlich waren. In der Hochburg wirkten sie jedoch ein wenig überflüssig. Weitere Menschen strömten in den Saal und reihten sich in den langsam nach innen rotierenden Reigen ein. Der Hofmarschall wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Mitte des Saals zu.

»Was für eine Überraschung.«

Ein bärtiger Mann Ende fünfzig mit Schärpe bewegte sich auf den Kaiser zu.

»Es hieß, Bürgermeister Lueger sei erkrankt«, meinte Prinz Liechtenstein, »aber auf mich macht er einen recht gesunden Eindruck.«

»Jedenfalls gesund genug, um einen weiteren Wahlkampf durchzustehen«, meinte der Hofmarschall. Dann fügte er bedrückt hinzu: »So ein Pech.«

»Ein allgemeines Gefühl der Unzufriedenheit macht sich breit, finden Sie nicht auch?«, meinte der Prinz. »Ein allgemeiner Unmut, ein Gefühl, dass mehr getan werden könnte.«

»Mit wem haben Sie gesprochen?«, meinte der Hofmarschall unwillig.

Der Prinz wirkte betreten. »Sie haben doch wohl gegen eine aufgeklärte Diskussion unter Freunden nichts einzuwenden? Sie müssen mich nicht darauf aufmerksam machen, wie wichtig Discretion ist.«

»Schauen Sie ihn an«, beklagte sich der Hofmarschall mit einer verächtlichen Kopfbewegung in Richtung des Oberbürgermeisters. »Er denkt, er sei unbesiegbar.«

»Wenn alles so weitergeht, dann könnte er das durchaus sein.« Prinz Liechtenstein erschauerte theatralisch. »Wenn doch nur jemand etwas unternehmen würde.« Die beiden Höflinge traten beiseite, um den Hochmeister der Ritter des Deutschen Ordens

durchzulassen. Der ehrwürdige ältere Herr trug einen weißen mit einem großen schwarz-goldenen Schaufelkreuz bestickten Umhang. Als der Hochmeister den Fuß der Treppe erreicht hatte, meinte der Prinz: »Man könnte, auf diskrete Weise natürlich, verbreiten, dass energische Männer unserer Unterstützung gewiss sein können.«

»Allerdings nur bis zu einem gewissen Punkt.«

»Allerdings.«

»Anschließend ...«

»In der Tat. Aber Sie verfügen über die Autorität und Mittel, mit allen erdenklichen Komplikationen fertig zu werden, nicht wahr?«

Bürgermeister Lueger lächelte, aber der Kaiser erwiderte das Lächeln nicht. Die beiden Männer begrüßten sich sehr förmlich, und der Bürgermeister begann, seine Gesellschaft vorzustellen, ein halbes Dutzend Herren mittleren Alters.

»Die antisemitische Deutsch-Österreichische Schriftstellergenossenschaft«, murmelte der Prinz.

»Wie peinlich«, meinte der Hofmarschall. Sie beobachteten, wie jeder der Männer ein paar Worte zu dem Kaiser sagte und dann weiterging. Als Letzter verbeugte sich der Bürgermeister und folgte den Schriftstellern an einen Ort im Saal, an dem weniger Gedränge herrschte.

Unerwartet schaute der Kaiser in Richtung seiner beiden Höflinge. Der Hofmarschall und Prinz Liechtenstein nahmen beide eine stramme Haltung ein, aber es war deutlich zu erkennen, dass der Kaiser die Aufmerksamkeit des Hofmarschalls und nicht des Oberhofmeisters suchte. Seine Majestät wirkte sichtbar unglücklich. Der Hofmarschall begann die Treppe hinunterzugehen, aber der Kaiser schüttelte den Kopf. Dann wandte er sich jedoch dem Grafen Paar und der nächsten Vorstellung zu.

»Das ist nicht gut«, sagte der Hofmarschall.

Der Prinz erwiderte mitfühlend: »Aber im Augenblick können Sie nichts unternehmen. Kommen Sie. Wo steckt diese Sängerin? Ich will sie Ihnen vorstellen. Sie ist entzückend.«

ERSTER TEIL

Tod einer Diva

1

Inspektor Oskar Rheinhardt, ein korpulenter Herr mit einem gewirbelten Schnurrbart und einer weltverdrossenen Miene, stand auf dem Bürgersteig einer breiten Allee. Der Nebel des Vorabends lag immer noch über der Stadt, und die Häuser zu beiden Seiten waren nur undeutlich als Würfel in regelmäßigen Abständen zu erkennen. Die nicht ungefährliche Fahrt im Fiaker war langsam vonstatten gegangen, da sich die Sicht mit zunehmender Höhe verschlechtert hatte. In der Tat waren sie nahe dem Kaiser-Pavillon nur knapp einem schweren Zusammenstoß entronnen.

Rheinhardt wandte sich an seinen Assistenten.

»Suchen Sie das Gelände ab, Haussmann. Vielleicht finden Sie ja was.«

»Aber, Herr Inspektor ...«

»Ja, ich weiß, die Bedingungen sind alles andere als ideal«, erwiderte Rheinhardt. »Trotzdem ...« Der Inspektor zog eine Taschenlampe aus seiner Manteltasche und reichte sie seinem murrenden Untergebenen. Haussmann richtete den schwachen, gelben Lichtstrahl auf die Pflastersteine, aber es war nichts anderes zu sehen als der langsam wabernde Nebel. »Nun gut«, meinte Rheinhardt, der sich veranlasst sah, seinen Befehl noch einmal zu überdenken. »Sie können mich begleiten. Vielleicht hebt sich der Nebel ja später.«

»Danke, Herr Inspektor«, sagte Haussmann sehr erleichtert. Eine Gestalt tauchte aus dem Nebel auf. »Wer da?«

»Kriminalinspektor Rheinhardt und mein Assistent Haussmann.«

»Guten Morgen, Herr Inspektor. Ich bin Gendarm Drasche.«

Der junge Mann knallte die Hacken zusammen. Er trug einen langen blauen Rock, eine Pickelhaube und einen Säbel.

»Wie lange sind Sie schon hier, Drasche?«, fragte Rheinhardt.

»Etwa seit drei Stunden.«

»Es tut mir leid, dass wir so spät kommen, aber der Kutscher konnte die Straße kaum erkennen. Wer ist im Haus?«

»Frau Marcus, die Haushälterin, und der Hausarzt von Fräulein Rosenkrantz, Doktor Engelberg. Frau Marcus rief ihn sofort, als sie die Leiche entdeckte. Er war noch vor mir hier. Er ist miserabler Laune, Herr Inspektor.«

»Oh? Warum das?«

»Er wollte nicht warten, er sagte, er hätte Hausbesuche bei Patienten zu machen.«

Das Pferd war unruhig, und der Kutscher sprang vom Bock und gab ihm Zucker.

»Die Tote«, sagte Rheinhardt. »Fräulein Rosenkrantz ...«

Drasche hatte mit dieser Frage des Inspektors gerechnet.

»Ja. Das ist sie. Die Sängerin.«

Haussmanns scharf geschnittene Züge drückten Verständnislosigkeit aus.

»Haben Sie noch nie von Ida Rosenkrantz gehört, Haussmann?«

»Nein, Herr Inspektor. Sie ist nie im Variété Ronacher aufgetreten.«

Rheinhardt schüttelte den Kopf. »Haussmann, nicht diese Art von Sängerin! Sie ist Opernsängerin, eine gefeierte Sopranistin.

Sie werden sie erkennen, wenn Sie sie sehen. Ihre Fotografie steht in jedem Schaufenster der Kärntnerstraße.«

»Sogar mein Schneider besitzt eine signierte Fotografie von Fräulein Rosenkrantz«, sagte Drasche. »Er hat sie im ›Fliegenden Holländer‹ gesehen und war überwältigt. Ich erinnere mich noch, dass ich ihn damit geärgert habe.«

Das unruhige Pferd – immer noch nervös und gereizt – wieherte und scharrte mit den Hufen auf dem Pflaster.

Rheinhardt rieb sich das Kinn und brummte nachdenklich vor sich hin.

»Sängerinnen der Hofoper werden erst angestellt, nachdem sie von der Hofburg für gut befunden worden sind. Ich habe den starken Verdacht, dass das Hofzeremoniell vorschreibt, dass der Kaiser oder zumindest der Oberhofmeister Prinz Liechtenstein von Fräulein Rosenkrantz' Ableben unterrichtet werden muss.«

»Sie beabsichtigen, die Hofburg aufzusuchen?«, fragte Haussmann mit vor Entsetzen geweiteten Augen.

»Nein, natürlich nicht, Haussmann«, erwiderte Rheinhardt und eine Spur von Gereiztheit schlich sich in seinen sonst so wohlklingenden Bariton ein. »Wir müssen Kommissar Brügel informieren, und er wird die Kanzlei des Oberhofmeisters unterrichten. Kommen Sie, Drasche, Sie sollten uns jetzt besser den Weg zeigen.«

Sie gingen einen langen schmiedeeisernen Zaun entlang, dessen Gitterstäbe von Lilien gekrönt wurden, und betraten einen kleinen Garten. Ein gepflasterter Weg führte zwischen zwei Buchen auf die Flügeltüren einer weißen, stuckverzierten Villa zu. Einige Fenster hatten vergoldete Sprossen, und eine Statue, ein stilisierter Engel mit eckigen, ausgebreiteten Flügeln, kauerte über dem Eingang. Alle Fenster im Erdgeschoss waren erleuchtet.

Drasche öffnete die Flügeltüre und führte Rheinhardt und Haussmann in das Entree, einen hellen Raum mit gelben Tape-

ten und eierschalenfarbenen Bodenfliesen. Vor ihnen lag eine Treppe mit einem Teppich, die sich nach oben hin teilte und das zweite Stockwerk an entgegengesetzten Enden des Gebäudes erreichte. In der Luft lag ein Duft, der an blühende Hyazinthen erinnerte.

»Da sind Sie ja, Herr Wachtmeister«, sagte ein Mann, der über die Schwelle eines angrenzenden Zimmers trat. Er war Ende fünfzig und trug einen Gehrock. »Ich muss protestieren.«

Bevor er noch weitersprechen konnte, deutete Drasche auf seine Begleiter und sagte: »Herr Doktor Engelberg. Das hier ist Kriminalinspektor Rheinhardt vom Sicherheitsamt.«

»Ah«, meinte der Doktor stirnrunzelnd. »Da sind Sie ja endlich.«

»Das schlechte Wetter hat mich aufgehalten.«

»Sie wollen mir verzeihen, dass ich mir die üblichen Höflichkeiten spare, Herr Inspektor, aber ich muss sofort eine Bitte an Sie richten. Ich bin bereits den ganzen Morgen hier, und viele meiner Patienten erwarten Hausbesuche. Wenn ich hier noch länger aufgehalten werde, dann wird es mir unmöglich sein, sie alle zu sehen. Könnten Sie bitte so freundlich sein, auf ihre Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen?«

»Sie wollen so schnell wie möglich aufbrechen«, sagte Rheinhardt. »Natürlich, das ist nur zu verständlich. Ich werde versuchen, unsere Aufgaben rasch abzuschließen. Wo ist Frau Marcus?«

»In der Küche. Ich kümmerte mich gerade um sie. Sie ist vollkommen außer sich.«

»Sollte man sie da überhaupt alleine lassen?«

»Vielleicht nicht.«

»Drasche«, sagte Rheinhardt. »Würden Sie so freundlich sein und sich zu Frau Marcus setzen?«

Der Gendarm nahm seinen Helm ab und kratzte sich am Kopf.

»Für solche Dinge eigne ich mich nur schlecht, Herr Inspektor, ich meine, trauernde Frauen trösten.«

Rheinhardt seufzte.

»Sie brauchen auch gar nichts zu tun, Drasche, setzen Sie sich einfach zu ihr. Gestatten Sie ihr, über ihre Gefühle zu sprechen, falls sie das wünscht. Aber wenn sie schweigt, dann respektieren Sie ihr Schweigen, und sprechen Sie nicht.« Rheinhardt hielt inne und meinte dann noch: »Und kochen Sie ihr eine Tasse Tee.«

»Und wenn sie keinen Tee haben will, Herr Inspektor?«

»Dann machen Sie ihr trotzdem einen. Ich versichere Ihnen, sie wird ihn trinken.«

»Wie belieben, Herr Inspektor.«

Drasche setzte seinen Helm wieder auf, verbeugte sich und verschwand mit auffällig wenig Begeisterung.

Als sich Rheinhardt wieder an Engelberg wandte, war dessen Feindseligkeit Überraschung und sanftmütiger Belustigung gewichen.

»Ein hervorragender Ratschlag, Herr Inspektor.«

Rheinhardt bedankte sich für das Kompliment mit einer leichten Neigung des Kopfes.

»Und die Leiche, Herr Doktor?«

»Oben.«

Sie traten den Weg nach oben an.

»Wann haben Sie den Anruf von Frau Marcus erhalten, Herr Doktor?«

»Etwa um halb acht.«

»Und wann sind Sie hier eingetroffen?«

»Spätestens um Viertel vor acht.« Rheinhardt machte ein skeptisches Gesicht. »Ich stehe sehr früh auf, müssen Sie wissen, und war bereits angekleidet. Außerdem wohne ich ganz in der Nähe.«

Oben angelangt öffnete Engelberg die erste von mehreren Türen. »Sie liegt hier.«

Sie betraten ein üppig möbliertes Schlafzimmer, in dem Gaslichter in Rauchglaskugeln flackerten. Ein Himmelbett stand in der Mitte des Zimmers, die schweren Vorhänge mit goldenen Kordeln zusammengefasst, so dass der mit einer mittelalterlichen Szene bestickte Überwurf zu sehen war: Vor einigen Pfauen und Rosenbüschen stand ein Edelfräulein mit einer Standarte mit drei Mondsicheln in der Hand. Zu ihren Füßen ruhten ein gelehrsames Einhorn und ein gutmütiger Löwe, der nichts dagegen einzuwenden hatte, dass ein weißes Häschen zwischen seinen Pranken saß. Auf dem Kissen lagen zwei violette Strümpfe. Die Tapete war gestreift, breite burgunderrote und schmale grüne Streifen sowie in silbernem Prägedruck Geigen und Lorbeerkränze.

Neben dem Fenster stand ein Toilettentisch mit einem drehbaren ovalen Spiegel. Auf dem Tisch fanden sich etliche Flaschen, eine Karaffe mit einer bernsteinfarbenen Flüssigkeit sowie einige Perlmutterkästchen. Dazwischen lagen ein Schildpattkamm, einige Broschen sowie ein seltsamer, totemgleicher Gegenstand aus Haaren und Perlen. Rheinhardt atmete tief ein. Der Hyazinthengeruch war stärker geworden. Er sah sich um und identifizierte als Quelle ein großes Duftei aus durchbrochenem Elfenbein. Der Inspektor nahm aber außerdem einen leicht beißenden Geruch wahr. In der hinteren Ecke standen ein Kleiderschrank und daneben ein Waschtisch. Statt aus Porzellan waren Schüssel und Wasserkanne aus türkischem, mit Jaspis verziertem Milchglas.

Das Zimmer vermittelte ein Gefühl von Luxus und Überfluss. Gleichzeitig besaß das Dekor etwas Zügelloses. Die Edelsteine und prächtigen Farben wagten sich an die Grenzen des ästhetisch Ansprechenden und weckten Vorurteile. Rheinhardt streifte der Gedanke, nicht das Schlafzimmer einer Operndiva, sondern einen Serail betreten zu haben.

Engelberg begab sich auf die gegenüberliegende Seite des

Zimmers und vollführte eine weit ausholende Handbewegung. Rheinhardt und Haussmann folgten ihm, und als sie das Bett umrundeten, erblickten sie Fräulein Rosenkrantz' leblosen Körper. Die Tote lag auf dem Rücken in dem Rechteck eines Persterteppichs, ein ansprechender Effekt, der die kompositorischen Vorzüge eines Gemäldes besaß. Sie trug ein rosa Kleid mit einer Applikation aus Spitze am Dekolleté. Ihre Haut war bleich, und ihre üppigen rotbraunen Locken umrahmten ein jugendliches Gesicht von außerordentlicher Zartheit. Fräulein Rosenkrantz' Augen waren geschlossen, und ihre perfekten, ovalen Fingernägel schimmerten bläulich. Sie trug keine Schuhe, und ihre nackten Füße schauten aus ihren gebauschten Unterröcken hervor. Neben dem Teppich auf dem Fußboden lag ein Fläschchen. Der Glaskorken war unter den Nachttisch gerollt, auf dem weitere leere Flaschen standen.

»Herr Doktor?«, fragte Rheinhardt. »Haben Sie Fräulein Rosenkrantz bewegt, als Sie sie untersuchten?«

»Nein. Sie liegt noch genauso da, wie ich sie gefunden habe.«

»Und Frau Marcus? Hat sie die Leiche von Fräulein Rosenkrantz bewegt?«

»Ich glaube nicht. Soweit ich weiß, unternahm sie keinerlei Versuch, sie wiederzubeleben.«

Rheinhardt trat näher heran.

»Wie ist Fräulein Rosenkrantz gestorben?«

»Es hat den Anschein, als habe sie sich an einer zu großen Menge Laudanum gütlich getan.«

»Absichtlich?«

»Diese Möglichkeit besteht durchaus ...«

»Aber?«

»Ich kann mir keinen Grund vorstellen, warum sie ihrem Leben ein Ende hätte setzen wollen. Ich gehe davon aus, dass Sie wissen, wie berühmt Fräulein Rosenkrantz war? Sie befand sich

auf dem Höhepunkt ihrer Laufbahn. Nur wenige können von sich sagen, dass sie die Herzen der musikliebenden Öffentlichkeit so nachdrücklich erobert haben. Wir sind eines einzigartigen Talents beraubt worden, daran ist nicht zu zweifeln.«

»Wann hatte Fräulein Rosenkrantz zum letzten Mal einen Grund, sich bei Ihnen in Behandlung zu begeben?«

»Das liegt nur zwei Wochen zurück.«

»Und betraf ...?«

»Eine leichte Anwendung von Nostalgie, aber im Übrigen war sie ausgezeichnete Geistesverfassung. Ich erinnere mich, dass sie mir angeregt von den Rollen erzählt hat, die sie in der nächsten Saison singen wollte.«

»Was für einen Schluss sollen wir also ziehen, Herr Doktor? Dass ihr Tod ein Unfall war?«

»Das wäre meine Ansicht ...« Engelbergs Satz verhallte in der Stille. Er seufzte und begann erneut: »Das wäre meine Ansicht, wäre da nicht der Umstand, dass Fräulein Rosenkrantz einmal die Dienste eines Psychiaters benötigte. Im Frühjahr habe ich ihr die Dienste von Professor Daniel Saminsky vermittelt.« Engelberg hielt inne und meinte dann: »Ein recht angesehener Kollege. Er hatte sogar die Ehre, die verstorbene Kaiserin zu behandeln.«

Rheinhardt zwirbelte seinen Schnurrbart.

»Aus welchem Grund haben Sie sie überwiesen?«

»*Globus hystericus*«, antwortete Engelberg.

»Könnten Sie das bitte näher erklären?«

»Es handelt sich um eine hysterische Erscheinung: Für gewöhnlich berichtet der Patient von einem Kloß im Hals, der zu Schluckbeschwerden führt. Bei einer körperlichen Untersuchung werden keine offensichtlichen Hindernisse gefunden, und der Fremdkörper, oder genauer gesagt, der eingebildete Fremdkörper, wird psychologischen Ursachen zugeschrieben. *Globus hystericus* ist keine Diagnose, die wir Ärzte normalerweise mit

Selbstmord in Verbindung bringen. Und soweit ich weiß, war die Behandlung Professor Saminskys erfolgreich.«

Rheinhardt ging zum Nachttisch, nahm eine der Flaschen zur Hand und roch an ihrem stechend riechenden Bodensatz.

»Haben Sie diese Opiumtinkturen verschrieben?«

»Nein.«

»Wer dann?«

»Ich glaube, Professor Saminsky.«

»Sagten Sie nicht eben noch, Saminskys Behandlung sei erfolgreich gewesen?«

»Das trifft zu. Trotzdem sucht ihn Fräulein Rosenkrantz weiterhin einmal im Monat auf.« Engelberg fuhr sich mit einer Hand durchs Haar. »Kein Arzt kann sich der Geistesverfassung seiner Patienten absolut sicher sein. Falls Fräulein Rosenkrantz an suizidaler Melancholie litt, dann ist das nicht nur mir nicht aufgefallen, sondern auch Professor Saminsky nicht.«

Rheinhardt stellte die Flasche zurück.

»Herr Doktor, Sie sagen, Fräulein Rosenkrantz sei vollkommen genesen gewesen. Warum hat sie dann Laudanum eingenommen?«

»Sie hat es genommen, um einzuschlafen. Sie litt unter Schlafstörungen. Sie nahm Paraldehyd, Sulfonal, Kaliumbromid und etliche Kräutermittel. Das Laudanum hat nichts mit ihrem Globus hystericus zu tun.« Engelberg klopfte auf seine Westentasche und zog eine Zigarre hervor. »Darf ich rauchen, Herr Inspektor?«

»Natürlich«, erwiderte Rheinhardt, nahm eine Schachtel Streichhölzer aus der Manteltasche und gab dem Arzt zuvorkommend Feuer. »Herr Doktor, wenn Sie die Leiche von Fräulein Rosenkrantz betrachten, kommt Ihnen nichts seltsam vor?«

»Ich bin mir nicht sicher, was Sie meinen, Herr Inspektor.«

»Ihre Stellung«, erwiderte Rheinhardt. »Genau in der Mitte des Teppichs.«

Engelberg zuckte mit den Achseln und hüllte sich in eine gelbliche Rauchwolke. »Herr Inspektor, dürfte ich Sie bitten, sich folgende Szene vor Augen zu führen: Fräulein Rosenkrantz zieht sich in ihr Schlafzimmer zurück. Sie kann nicht schlafen. Sie nimmt etwas Laudanum ein, aber es hat nur wenig Wirkung. Menschen nervösen Charakters, zu denen sie zweifellos zählte, sind oft weniger empfänglich für Schlafmittel.« Er nahm einen tiefen Zug und schnippte etwas Asche seiner Zigarre in eine Onyxschale. »Sie wartet, aber ist immer noch hellwach. Sie wird ungeduldig, trinkt ein weiteres Fläschchen. Obwohl sie gegenteiliger Auffassung ist, zeigt das Laudanum Wirkung. Sie ist nicht mehr vollkommen *compos mentis*. Sie kann sich nicht mehr erinnern, wie viel sie bereits eingenommen hat. Sie ist verwirrt. In diesem desorientierten Zustand nimmt sie weiteres Laudanum ein. Die Dosis ist inzwischen tödlich. Sie sitzt auf der Bettkante und zieht ihre Schuhe und Strümpfe aus. Als sie sich vorbeugt, wird ihr schwindelig. Sie gleitet vom Bett auf den Fußboden. Sie dreht sich auf den Rücken und rollt dabei auf den Teppich und schließt die Augen.« Engelberg zuckte erneut mit den Achseln. »So könnte es sich zugetragen haben, Herr Inspektor: Ein Unglücksfall, eine durch einen unglücklichen Umstand ausgelöste Tragödie.«

Rheinhardt hob den Überwurf an und schaute unter das Bett. Dort stand ein Paar Damenschuhe aus braunem Leder. Dann betrachtete er die Tagesdecke eingehender und suchte nach Eindrücken, die Engelbergs Szenario bestätigen konnten. Es klang sehr plausibel, aber als Rheinhardt Fräulein Rosenkrantz' Leiche, die so akkurat innerhalb der rechteckigen Begrenzung des Perserteppichs lag, erneut in Augenschein nahm, konnte er einen nagenden Zweifel nicht unterdrücken.

»Vielen Dank, Herr Doktor«, sagte Rheinhardt. »Sie waren eine große Hilfe.«

»Darf ich mich jetzt verabschieden?«

»Ich muss Sie bitten, Haussmann erst noch Angaben zu Ihrer Person zu liefern.« Der Inspektor sah seinen Assistenten an. »Dann steht es Ihnen frei, zu gehen. Ich möchte mich noch einmal entschuldigen.«

Rheinhardt verbeugte sich und verließ das Zimmer. Er ging nach unten und in die Küche. Dort saß Gendarm Drasche neben einer Frau mittleren Alters mit rotverweinten Augen. Rheinhardt zog sich unter einem großen Holztisch einen Stuhl hervor und stellte zufrieden fest, dass auf dem Tisch eine leere Teetasse stand.

»Mein Name ist Rheinhardt«, sagte er leise. »Ich bin Kriminalinspektor.« Er nahm Platz. »Das muss ein großer Schock gewesen sein.«

Ein längeres Schweigen folgte. Die Finger der Haushälterin umkrampften ein nasses Taschentuch.

»Schrecklich.«

»Frau Marcus«, sagte Rheinhardt, »wann haben Sie Fräulein Rosenkrantz entdeckt?«

»Um halb acht.«

»Ich weiß, wie schwer es Ihnen fällt, aber ich muss Sie darum bitten, mir genau zu erzählen, was sich zugetragen hat.«

Frau Marcus nickte und holte tief Luft.

»Ich bin um sieben Uhr hierhergekommen und habe damit begonnen, das Frühstück für die gnädige Frau zuzubereiten, ein weichgekochtes Ei, Pumpernickel und Butter. Als das Ei fertig war, brachte ich es auf einem Tablett nach oben. Ich klopfte, aber es kam keine Antwort. Fräulein Rosenkrantz hatte gestern zu mir gesagt, sie wolle früh aufstehen, weil sie eine neue Rolle einstudieren musste, also trat ich ein. Ich dachte, sie sei ohnmächtig geworden ... ich kniete mich neben sie auf den Fußboden.«

»Haben Sie sie gefasst?«, unterbrach sie Rheinhardt.

»Ja«, sagte Frau Marcus. »Ich habe ihr Gesicht berührt. Es war kalt. Schrecklich kalt.«

Die Haushälterin erschauerte.

»Haben Sie versucht, sie zu bewegen?«

»Nein. Ich hatte Angst und hielt es für das Beste, Doktor Engelberg zu rufen.«

»Das war auch richtig so. Sind Sie sich ganz sicher, dass Sie Fräulein Rosenkrantz nicht bewegt haben? Denken Sie bitte sorgfältig nach, Frau Marcus – es könnte wichtig sein.«

»Ich habe ihr Gesicht mit *dieser* Hand berührt.« Sie hob den Arm, als wollte sie einen Eid ablegen. »Dann rannte ich nach unten, um Doktor Engelberg anzurufen.«

»Was taten Sie, während Sie auf ihn warteten?«

»Ich rief auf der Gendarmerie an.«

»Und dann sind Sie wieder nach oben gegangen?«

»Nein. Als ich das Gespräch mit der Polizei beendet hatte, klopfte Doktor Engelberg bereits an der Haustür.« Frau Marcus umkrampfte ihr Taschentuch noch fester. »Ich begleitete ihn ins Schlafzimmer der gnädigen Frau. Er hielt der gnädigen Frau einen Spiegel unter die Nase, und dann sagte er: ›Sie ist tot.‹ Ich wusste es bereits. Denn niemand ist so kalt. Trotzdem war es furchtbar, diese Worte zu hören. Er berührte ihren Nacken und sagte, sie sei schon seit Stunden tot.«

Rheinhardt zog sein Notizbuch hervor und kritzelte ein paar Zeilen.

»Wo wohnen Sie, Frau Marcus?«

»Im 12. Bezirk.«

»Wie lange arbeiten Sie schon für Fräulein Rosenkrantz?«

»Seit zwei Jahren.«

»Wer arbeitet sonst noch hier?«

»Nur der Gärtner.«

»Fräulein Rosenkrantz hat keine Köchin? Keine Waschfrau?«

»Sie braucht keine Köchin. Sie speist im Imperial oder im Bristol. Ich kümmere ... ich kümmerte mich um sonst alles.«

»Aber Sie schlafen nicht hier?«

»Nein.«

»Es gibt sehr viele Zimmer.«

»Ich blieb hier, wenn die gnädige Frau krank war. Im Sommer hatte sie eine Schwellung im Hals und andere«, sie errötete, »Damenprobleme. Sie musste wochenlang das Bett hüten.«

Rheinhardt schaute der Haushälterin in die rotgeweinten Augen und wurde von großem Mitleid erfüllt.

»Wann haben Sie Fräulein Rosenkrantz zuletzt gesehen?«

»Gestern Nachmittag. Sie sagte, ich könne früh Feierabend machen. Sie wollte an einer neuen Rolle arbeiten.«

»In was für einer Stimmung befand sie sich?«

Frau Marcus zögerte. »Recht gereizt – aber auch nicht mehr als sonst. Nicht wirklich.«

»War das ihre Art?«

»Gereizt zu sein? Ja, aber ihre Launen hatten nicht viel zu bedeuten. Sie konnte in einem Augenblick gereizt sein und im nächsten allerbester Laune. Ich vermute, dass das etwas mit ihrer Gabe zu tun hatte. So heißt es doch immer, dass Künstler launenhaft sind?«

»In der Tat.« Rheinhardt schrieb das Wort *gereizt* in sein Notizbuch und klopfte mit seinem Bleistift auf die Seite. »Sind Ihnen an Fräulein Rosenkrantz' Verhalten irgendwelche Veränderungen aufgefallen, die sich bei näherem Nachdenken als Anzeichen innerer Qualen deuten ließen?«

Die Haushälterin schüttelte den Kopf.

»Nein.«

»Wie wirkte sie während der letzten Woche oder während des letzten Monats? Haben Sie sie beispielsweise weinen sehen?«

»Nicht mehr als sonst.« Rheinhardt bedeutete ihr, fortzufah-

ren. »Sie brach leicht einmal in Tränen aus. Ungeachtet dessen, ob sie glücklich oder traurig war. Ich kann nicht behaupten, dass mir ein Unterschied aufgefallen wäre.«

»Hat sie Ihnen je anvertraut, was sie bekümmerte?«

»Sie war an der Hofoper nicht glücklich. Sie sprach davon, nach München zu ziehen. Unter den Sängern gab es böses Blut. Sie sagte auch, der Hofkapellmeister stelle sehr hohe Ansprüche. Sie nannte ihn immer den Tyrannen.«

»Böses Blut? Was meinen Sie damit?«

»Das kann ich auch nicht genau sagen. Aber die gnädige Frau sagte, jemand sei eifersüchtig gewesen, und jemand anderes habe bössartige Gerüchte in die Welt gesetzt. Das regte sie auf.«

»Aber sie hat niemanden namentlich genannt?«

»Ich kann mich an keine Namen erinnern, aber meist drehte es sich um eine Frau. Eine der anderen Sängerinnen.«

Rheinhardt klopfte weiterhin mit seinem Bleistift auf sein Notizbuch.

»Wissen Sie, ob Fräulein Rosenkrantz gestern noch Besuch empfangen wollte?«

»Ich glaube nicht.«

Rheinhardt lächelte: »Was war es eigentlich? Diese neue Rolle, die sie so dringend einstudieren wollte?«

»Ich kenne mich mit Opern nicht so gut aus. Aber ich glaube, die Oper hatte einen italienischen Namen. War es Lucca oder Lucia?«

»Lucia di Lammermoor.«

»Ja, genau.«

Rheinhardt erinnerte sich an die wichtigsten Elemente von Donizettis epischer Romanze.

Eine wunderschöne, junge Frau: Irrsinn, Tragödie.

Er schloss die Augen, und das fotografische Bild von Fräulein Rosenkrantz' Leichnam tauchte in seinem Kopf auf. Wieder er-

füllte ihn die Tatsache, dass sie genau in der Mitte der Umgren-
zungen des Perserteppichs gelegen hatte, mit Unbehagen.

Als er seine Augen erneut öffnete, sah ihn Frau Marcus erwar-
tungsvoll an.

»Sind Sie sich ganz sicher«, sagte Rheinhardt leise, »dass Sie
nicht versucht haben, Ihre Dienstherrin zu bewegen, bevor Dok-
tor Engelberg eintraf?«

»Ganz sicher«, erwiderte Frau Marcus.

2

Der Klavierspieler im Café Imperial begann den B-Moll-Walzer von Chopin vorzutragen. Liebermann erkannte ihn sofort, eine seltsame, wehmütige Melodie, deren belebter, linkshändiger Part mit staccatohafter Leichtigkeit über die Tastatur rieselte. An dem Punkt, an dem sein Ohr Stille erwartet hätte, hob die Melodie plötzlich von neuem an, was einen seltsamen Eindruck von Autonomie erzeugte, als verfüge die Musik über ihren eigenen Willen und sei fest entschlossen, fortzufahren. Diese neckische Art rief in Liebermanns Kopf das Bild eines tanzenden Paares hervor, das sich, obwohl schon erschöpft, weiterdreht, ein letztes Mal, nur um festzustellen, dass es in einem Walzer ohne Ende gefangen ist.

»Maxim, hast du mir zugehört?«

Mendel Liebermann schaute seinen Sohn mit einem Ausdruck kritischen Missvergnügens an.

»Nein, Vater ... das habe ich nicht.«

Mendel seufzte.

»Wäre es nicht an der Zeit, über das Heiraten nachzudenken?« Liebermann war fassungslos und blinzelte seinen Vater in stummem Erstaunen an. Das Thema Heirat war geflissentlich gemieden worden, seit Liebermann seine Verlobung mit Clara Weiss, der Tochter von einem von Mendels langjährigsten Geschäfts-

partnern, gelöst hatte. »Du weißt, wie ich über das, was du getan hast, denke.« Der alte Mann fasste sich an die Brust und verzog dann das Gesicht, als leide er an Magenbeschwerden. »Aber trotzdem.«

Sie hatten sich nie eingehender über die gelöste Verlobung unterhalten, und in gewisser Hinsicht gab es auch nichts zu besprechen. Mendels Pflichtgefühl und seine Prinzipientreue schlossen von vornherein jedes Verständnis aus. Als seine Frau für ihren Sohn eingetreten war, war Mendel durchaus in der Lage gewesen, ihrer Argumentation zu folgen: Maxim und Clara seien so grundverschieden, dass sie keine glückliche Ehe führen konnten. Aber solche Überlegungen waren vollkommen irrelevant, wenn ein Mann einmal sein Wort gegeben hatte. Ein Mann musste *immer* sein Wort halten.

»Nein, Vater«, sagte Liebermann, »ich habe nicht ans Heiraten gedacht. Nicht seit ...« Er hielt inne und musste erst Mut schöpfen, um ihren Namen auszusprechen. »Nicht seit Clara.«

Mendel schob ein Stück Gugelhupf in den Mund. »Willst du denn überhaupt heiraten?«

Liebermann hielt dem Blick seines Vaters stand, und seine Antwort klang, als sie endlich erfolgte, entrüstet:

»Die Richtige durchaus.«

»Und gibt es eine andere ...?« Der Satz verklang, während Mendels Selbstvertrauen schwand. Er war es nicht gewohnt, sich vertraulich mit seinem Sohn zu unterhalten, und die Frage hatte ihn in Verlegenheit gebracht.

»Nein«, antwortete Liebermann, den die Offenheit seines Vaters und sein eigenes Ausweichmanöver in doppelte Verlegenheit brachten. Es gab jemanden, für den er sehr viel empfand, aber er war in diesem Augenblick nicht dazu aufgelegt, ihre Identität zu enthüllen. Er war so verwirrt wie eh und je, was Amelia Lydgate betraf, und er wusste, dass er unfähig war, in verständ-

licher Weise über seine schwierige Leidenschaft für Amelia Lydgate Rechenschaft abzulegen. Hinzu kam, dass sie keine Jüdin war.

»Du bist ein junger Mann, Maxim«, sagte Mendel, »aber auch nicht mehr so jung. Als ich in deinem Alter war ...«

»Ja, ich weiß«, warf Liebermann ein. »Da warst du verheiratet und hattest bereits eine Familie gegründet.«

»Du wirst schließlich nicht so enden wollen wie dein Onkel Alexander, oder? Als alternder Lebemann?«

»Vater, es werden noch viele Jahre ins Land gehen, bis man mich als *alternd* bezeichnen kann, und ich versichere dir, gleichgültig, was du denken magst, mein allgemeines Betragen ist alles andere als zügellos.«

»Ich wollte nur meiner Besorgnis Ausdruck verleihen, das ist alles.« Mendel nippte an seinem Pharisäer, griff dann zu seiner gestärkten Serviette und wischte sich die Schlagsahne vom Schnurrbart. »Die Sache ... mit Clara. Ich finde, du hast nicht ehrenhaft gehandelt.« Er fuchtelte mit seiner Hand herum, als hätte allein die Erinnerung an die Verfehlung seines Sohnes die Luft verpestet. »Trotzdem, du bist mein Fleisch und Blut, und der Gedanke, dass dein Glück unerfüllt sein könnte, bereitet mir keine Freude.«

Warum sprach der alte Mann so zu ihm? War ihm schließlich gelungen, ihm zu vergeben?

»Aber ich bin glücklich«, erwiderte Liebermann. »Ich habe meine Arbeit, meine Freunde.«

»Ja, diese Dinge werden mit einer gewissen Art des Glücks in Verbindung gebracht«, meinte Mendel. »Aber nicht mit wahrem Glück, nicht der Art von Glück, die Ehe und Kinder mit sich bringen. Diese Erfahrungen sind wesentlich. Sie sind heilig.« Liebermann zuckte bei dem letzten Wort zusammen. Die Bewegung war so augenfällig, dass sie seinem Vater auffiel. »Es

ist nicht so töricht, Maxim, zu glauben, dass wir auf dieser Erde sind, um eine Aufgabe zu erfüllen.«

Es gab viele Themen, die Liebermann lieber vermied, wenn er sich mit seinem Vater unterhielt, und Religion stand auf dieser Liste ganz weit oben. Zu seiner Erleichterung wurde Mendels Gedankengang durch das Auftauchen des Kellners Bruno unterbrochen.

»Herr Liebermann, noch einen Pharisäer?«

»Danke, Bruno, und noch einen Schwarzen für meinen Sohn.«

»Herr Doktor Liebermann, Sie haben Ihren Mohnstrudel ja kaum angerührt. Ich hoffe, er ist zu Ihrer Zufriedenheit?«

»Ja, Bruno«, erwiderte Liebermann. »Er ist sehr gut.«

Der Ober verbeugte sich, eilte davon und verschwand hinter dem hochgestellten Deckel des Flügels.

»Erinnerst du dich an Blomberg?«, fragte Mendel. »Du hast ihn in meiner Loge kennengelernt.«

»Ja, natürlich.«

»Er hat eine Tochter. Zwanzig Jahre alt. Eine Schönheit.«

Aha, dachte Liebermann, da liegt also der Hase im Pfeffer!

Liebermann schüttelte den Kopf. »Noch nicht, Vater. Das ist wirklich zu früh.«

Mendel quittierte die Bitte seines Sohnes mit einem brüskem Nicken. Dann aß er schweigend seinen Gugelhupf auf. Der B-Moll-Walzer kam zu einem Ende, und der Klavierspieler reagierte auf den schwachen Applaus, indem er zu einem zweiten Chopin-Walzer, getragen in Es-Dur, ansetzte. Sie plauderten halbherzig weiter, bis Liebermann auf die Uhr schaute und verkündete, man erwarte ihn im Krankenhaus.

»Dann beeile dich lieber«, sagte Mendel. Liebermann hatte den deutlichen Eindruck, dass sein Aufbruch seinen Vater erleichterte. Bruno brachte Liebermanns Mantel, und wenig später stand der junge Arzt auf dem Ring und wartete auf eine Drosch-

ke. Der leichte Nebel hatte sich immer noch nicht gehoben, und die Erde roch feucht und herbstlich. Eine Frau mit einem Federhut ging an ihm vorbei, und er ertappte sich dabei, dass er ihr hinterherstarrte. Ihre schmale Taille und die Rundungen ihrer Hüften hielten ihn gebannt. Ehe, dachte Liebermann. Vielleicht hat der alte Mann ja nicht unrecht.

Eine Droschke hielt, und er trat auf sie zu, aber ein anderer Herr hatte das Fuhrwerk angehalten, während Liebermann von der Frau mit dem Federhut abgelenkt worden war. Liebermann sah zu, als die Droschke weiterfuhr, und machte sich dann in Richtung der imposant aufragenden Hofoper auf den Weg, während sich die Gedanken, unterlegt von der nervösen Melodie des B-Moll-Waltzers von Chopin, in seinem Kopf überschlugen.

3

Rheinhardt und sein Assistent rauchten in dem Korridor vor der Leichenhalle Zigarren. Von drinnen hörte man das Geräusch einer Säge und den schwachen Tenor von Professor Mathias in einer ziellosen Melodie. Irgendwo im Pathologischen Institut schlug eine Uhr sechs Mal. Der Tag war lang gewesen, und Rheinhardt hatte seit dem Frühstück nichts mehr gegessen.

»Ich glaube, es wäre nicht unziemlich, auf dem Weg zurück zum Schottenring ein paar Erfrischungen zu sich zu nehmen, nicht wahr?«

»In der Türkenstraße hat gerade ein neuer Bierkeller eröffnet«, erwiderte Haussmann. »Sie schenken dort einen sehr würzigen Weizenbock aus. Mein Freund Knauss ist letzte Woche dort gewesen. Er sagt, er sei gut.«

»Ich hatte an etwas Handfesteres gedacht, Haussmann, etwas, das den Gebrauch von Hilfsmitteln wie Messer und Gabel erfordert.«

»Ach so. Ich verstehe, Herr Inspektor.«

»Tafelspitz, Bratzwiebeln und Knödel und anschließend ein dickes Stück Topfenstrudel.« Als sich Rheinhardt dieses Mahl vorstellte, drang aus seinem Magen ein klägliches Jaulen, das an die ewigen Höllenqualen gemahnte. »Ich bitte um Vergebung«,

meinte er und legte eine beruhigende Hand auf die Rundung unter seiner Weste.

»Dort gibt es auch Essen«, meinte Haussmann. »Einfach, aber anständig. So lauteten die Worte meines Freundes. Ich bin mir sicher, dass Sie dort auch Tafelspitz und Knödel bekommen.«

»Na gut, Haussmann«, sagte Rheinhardt, der sich plötzlich ganz schwach fühlte und keinen Sinn darin sah, die Debatte fortzusetzen. »Dann essen wir eben dort. In der Türkenstraße.«

»Rheinhardt!« Es war Professor Mathias. »Rheinhardt, treten Sie bitte ein. Ich muss Ihnen etwas zeigen.«

Die beiden Männer betraten ein weiteres Mal die Leichenhalle und sahen Professor Mathias an einem Arbeitstisch neben dem Sezirtisch stehen. Mathias schaute auf etwas hinunter, das unter dem Strahl einer elektrischen Lampe funkelte. Als Rheinhardt an der Leiche von Fräulein Rosenkrantz vorbeiging, sah er, dass sie eine scheußliche Verwandlung durchlaufen hatte. Die Haut war von ihrer Brust gezogen worden und hing jetzt beidseitig von ihrem Körper herab, wie die Schläge eines nicht zugeknöpften Mantels. Ihre Brüste an diesen Hautlappen hingen kläglich über den Rand des Sezirtisches herab. Rheinhardt betrachtete die ordentlich in Fräulein Rosenkrantz' Brusthöhle verstaute Organe. Von diesem makaberen Bild aus dem Gleichgewicht gebracht, schwankte er ein wenig.

»Alles in Ordnung?«, fragte Professor Mathias.

»Ja, durchaus, vielen Dank«, erwiderte Rheinhardt und stärkte sich, indem er an seiner Zigarre sog.

»Ich konnte nicht umhin zu bemerken«, fuhr Mathias fort, »dass Sie ganz grün im Gesicht geworden sind. Ist dem nicht so, junger Mann?« Mathias wandte sich an Haussmann. »Oh, Sie in der Tat auch, mein Lieber. Darf ich Ihnen einen Schnaps anbieten? Das hilft gegen Übelkeit.« Der alte Mann holte von einem Bord unter dem Arbeitstisch eine Flasche hervor.

»Sehr freundlich, Herr Professor«, sagte Rheinhardt, »aber wir sind im Dienst und müssen Ihr Angebot ausschlagen.«

»Falls Sie nichts dagegen haben, dann ...«

»Lassen Sie sich nicht abhalten, Herr Professor.«

Mathias füllte ein Schnapsglas, warf den Kopf in den Nacken und leerte den Inhalt in einem Zug.

»Das ist besser!«, sagte Mathias. »Ich spüre die Kälte mehr als früher. Schnaps hilft. Also, wo waren wir stehen geblieben?« Er stellte das Glas ab und deutete auf den Gegenstand unter der Lampe. Es handelte sich um den vorderen Teil von Fräulein Rosenkrantz' Brustkorb. Rheinhardt sah, dass das Brustbein und die herausragenden Rippen von einem faserigen, silbrigen Material überzogen waren. Mathias' Augen wirkten hinter seinen dicken Brillengläsern übergroß. »Sie sagten, Sie seien nicht überzeugt davon, dass der Tod von Fräulein Rosenkrantz ein Unfall gewesen sei. Was veranlasste Sie zu dieser Meinung, Rheinhardt?«

»Die Art, wie sie auf dem Fußboden lag, kam mir sehr seltsam vor. Es war, als hätte man sie«, Rheinhardt suchte nach einem passenden Ausdruck, »fein säuberlich hingelegt.«

»Wie das?«

»Sie lag in der Mitte eines Perserteppichs, die Arme parallel zu den Teppichkanten ausgerichtet.«

»Interessant«, meinte Mathias. Der alte Pathologe streckte die Hand aus, nahm eine der Rippen zwischen Daumen und Zeigefinger und führte vor, wie sich das Knochenstück distal des Rippenknorpels in seiner Faserhülle in alle Richtungen bewegen ließ.

»Ist sie gebrochen?«, fragte Rheinhardt.

»Allerdings«, erwiderte Mathias und wandte sich dem Obduktionstisch zu. »Schauen Sie sich jetzt die Lungen an. Riesig, nicht wahr? Das Geheimnis ihres Erfolgs, vermute ich. Ich habe sie letztes Jahr im ›Fliegenden Holländer‹ gehört: eine außerge-

wöhnliche Kraft. Ich hätte nie gedacht, dass eine so kleine Frau einen solchen Lärm produzieren kann. Ihre Stimme übertönte das ganze Orchester.« Der Professor versuchte, angeregt von dieser Erinnerung, die Wirkung nachzuahmen, indem er im zitternden Falsett sang. Seine Stimme überschlug sich aber fast sofort und wurde von einem trockenen Husten erstickt. »Tut mir leid«, sagte Mathias und stützte sich mit den Händen am Rande des Obduktionstisches ab. »Mein Asthma. Zu dieser Jahreszeit ist es immer besonders schlimm.«

»Sie wollten mir etwas zeigen, Herr Professor?«

»Fräulein Rosenkrantz soll eine tödliche Dosis Laudanum eingenommen haben. Stimmt das?«

»Ja.«

»Von einer Entzündung der Lungen kann jedoch nicht die Rede sein, und ihre Pupillen sind auch nur leicht verengt.« Mathias zog das eine Augenlid der Toten hoch, und eine auffallend smaragdgrüne Iris mit klar definierter Pupille in ihrer Mitte kam zum Vorschein. »Sie hat ganz sicherlich Laudanum getrunken, aber ich bin mir nicht sicher, ob sie wirklich eine tödliche Dosis zu sich genommen hat.«

»Neben ihrem Bett standen viele leere Fläschchen.«

»Das sagt gar nichts, Rheinhardt«, erwiderte der Professor unbeeindruckt. Er legte einen Finger auf das schwammartige Äußere der linken Lunge der Toten. »Was sehen Sie hier?«

»Eine abweichende Färbung.«

»Das ist das deutliche Kirschrot einer Quetschung, die zum Bruch der achten Rippe passt, die ich Ihnen gezeigt habe. Falls Fräulein Rosenkrantz einen Unfall hatte, bevor sie zu Bett ging, muss sie ziemliche Schmerzen gehabt haben. Natürlich ist vorstellbar, dass sie diese Verletzung erlitt, zu Bett ging und beschloss, sich selbst mit Laudanum zu behandeln – aber das wäre doch sehr ungewöhnlich gewesen. Die Schmerzen und die

Schwierigkeiten beim Atmen, die von einer gebrochenen Rippe ausgelöst werden, hätten Fräulein Rosenkrantz ganz sicher dazu veranlasst, so rasch wie möglich ihren Hausarzt zu rufen.«

»Aber falls Fräulein Rosenkrantz verwirrt war, hat sie sich vielleicht selbst verletzt, bevor sie das Bewusstsein verlor.«

»Meiner Meinung nach ist es sehr schwierig, sich die Rippe zu brechen, indem man in einem Boudoir herumstolpert.«

Rheinhardt drückte seine Zigarre in einem Glasgefäß aus und blies den Rauch an die Decke.

»In diesem Fall: Wie könnte sie sich Ihrer Ansicht nach die Rippe gebrochen haben?«

»Das hier ist natürlich nur eine Theorie ...«

»Nichtsdestotrotz würde ich sie gerne hören.«

»Ich habe den starken Verdacht, dass ihre Rippe gebrochen wurde, indem jemand Druck auf ihre Brust ausübte.«

»Wie bitte, Herr Professor?«

»Ihre Lungen konnten sich nicht ausdehnen, und sie erstickte. Sie könnte durchaus bei Bewusstsein gewesen sein, als das geschah, oder zumindest teilweise bei Bewusstsein. Sie wäre nicht einmal in der Lage gewesen zu schreien.« Mathias strich der Toten über das Gesicht und sah sie zärtlich an. »Sie war vollkommen hilflos.«

»Entschuldigen Sie, Herr Professor, aber wollen Sie damit sagen, dass Fräulein Rosenkrantz erdrückt wurde?«

»Ja. So könnte man es auch formulieren.«

4

»Junger Mann, Sie sitzen auf meinem Platz.«

Liebermann schaute hoch und stellte fest, dass ihn eine gebrechliche alte Frau mit tränenden, farblosen Augen angesprochen hatte. Sie hatte tiefe Falten im Gesicht, und ihr dünnes Haar war mit Lack zu einer spinnwebartigen Masse aufgetürmt, die vom Kronleuchter hinter ihr durchleuchtet wurde. Sie lehnte sich auf einen Stock mit Elfenbeinkrücke, wurde jedoch zusätzlich noch von einer hübschen Frau in einem blauen Kleid gestützt, deren hochrote Wangen verrieten, wie zutiefst peinlich ihr die Situation war.

»Großtante«, sagte sie in einer Mischung aus Ermahnung und Verzweiflung.

Die Matrone musste sich ganz umdrehen, um ihre besorgte Verwandte anschauen zu können. »Was ist denn mit dir los, Anna?«

»Es tut mir leid«, sagte die Frau in dem blauen Kleid und lächelte Liebermann an.

»Wofür entschuldigst du dich?«, fragte die alte Frau.

»Dieser Herr sitzt auf dem richtigen Platz, ich bin mir sicher«, erwiderte ihre Großnichte.

Liebermann erhob sich.

»Dürfte ich mir Ihre Karten ansehen?«

Der junge Arzt betrachtete die Nummern und sagte: »Sie haben diese beiden Plätze neben mir, aber ich rücke gerne auf.«

»Das ist sehr freundlich, aber ...«

»Nein, ich bestehe darauf«, erwiderte Liebermann. Bevor die alte Dame Platz nahm, starrte sie mit zusammengekniffenen Augen zu ihm hoch. Sie hatte scharf geschnittene Züge. Schmale Lippen, eine Hakennase, ein spitzes Kinn. Sie war vermutlich nie eine Schönheit gewesen, ganz im Gegenteil, aber vermutlich eine sehr auffallende Erscheinung. Ein Duft von Trockenblumen ging von ihr aus, vermutlich parfümiertes Puder. »Gestatten Sie«, sagte Liebermann, nahm ihren Stock und bot ihr seinen Arm. Die Matrone nahm ihn, und er sorgte dafür, dass sie sich bequem auf den von ihr bevorzugten Platz setzen konnte.

»Vielen Dank«, sagte die Frau in dem blauen Kleid.

Liebermann verbeugte sich. »Doktor Max Liebermann.«

»Anna Probst, und das ist meine Großtante Frau Bärbel Zollinger.«

Liebermann verbeugte sich erneut: »Frau Zollinger.«

Die Miene der alten Frau milderte sich nicht. Anna verdrehte die Augen, und Liebermann, dem klar war, dass er wohl nie einer der Favoriten von Frau Zollinger werden würde, widmete sich wieder dem Programm.

Nach und nach füllte sich der ganze Saal, das Licht wurde gedämpft, und die Musiker betraten die Bühne. Nach dem Stimmen der Instrumente betrat der Dirigent mit einer weißen Nelke im Knopfloch durch eine Tür rechts die Bühne. Als sich der Beifall gelegt hatte, hob er einen sehr großen Taktstock, und die Luft füllte sich mit erhabenen Harmonien.

Das erste Stück war Mozarts B-Dur-Serenade für zwölf Bläser und Kontrabass. Liebermann gefiel das Adagio besonders gut, die perfekten Melodien, die sich so mühelos über die pulsierende Begleitung erhoben. Eine Musik von äußerster Eleganz. Bei

dem zweiten Stück handelte es sich ebenfalls um eine Serenade, allerdings für weniger Bläser, von Johann Christian Brosius, einem Komponisten, den Liebermann überhaupt nicht kannte. Die beiden Stücke hatte man offenbar miteinander kombiniert, weil Brosius mehrere Themen aus Mozarts B-Dur-Serenade in seiner Komposition aufgegriffen hatte. Nachdem der letzte Satz, ein bezauberndes Presto assai, geendet hatte, applaudierte Liebermann begeistert. Schließlich bedeutete der Dirigent, dass er die Bühne verlassen würde, der Beifall ließ nach, und das Publikum verließ zur Pause seine Plätze.

»Es hat den Anschein, als hätte Ihnen der Brosius gefallen, Herr Doktor.«

Frau Zollinger sah Liebermann durchdringend an.

»Großtante ...«, sagte Anna, die sich nicht erneut in Verlegenheit bringen lassen wollte.

»Ja«, meinte Liebermann. »Er hat mir außerordentlich gut gefallen.«

»Es ist über vierzig Jahre her«, sagte Frau Zollinger, »über vierzig Jahre, dass ich das Stück zuletzt gehört habe ...«

»Ich muss gestehen, dass ich bis zu diesem Abend noch nie etwas von Brosius gehört hatte. Keine einzige Note.«

»Er hatte damals einen guten Ruf. Brahms schätzte ihn sehr.«

»Was Sie nicht sagen!«

»Das behauptete er jedenfalls. Aber ich war nie ganz von seiner Aufrichtigkeit überzeugt. Brosius war ein schwieriger Mensch, düster, brütend und zu Wutausbrüchen neigend.«

Liebermann betrachtete die alte Frau eingehender.

»Sie kannten Brahms?«

»Ja. Ich konnte den Gestank seiner Zigarren allerdings nicht ertragen.«

»Großtante«, sagte Anna, »jetzt ist Pause. Doktor Liebermann interessiert sich sicher nicht für Brahms' Zigarren.«

Liebermann deutete durch eine Handbewegung an, er habe nichts dagegen einzuwenden, sich aufhalten zu lassen, und bat Frau Zollinger, fortzufahren.

»Er hat damals immer meine Soireen besucht«, erklärte sie.

»Brahms?«

»Ja. Und Brosius. Einmal sind sie sogar zusammen gekommen. Das eigentliche Talent hatte natürlich sein Schüler ...« Liebermann war sich nicht sicher, ob sie von einem Schüler von Brahms oder von Brosius sprach. Er wartete geduldig. »Brosius war technisch hervorragend, aber der junge Freimark ...« Die alte Frau seufzte. »Seine Lieder ... so begabt, eine solche Aufmerksamkeit den Texten gegenüber. Keines dieser Lieder wurde je veröffentlicht außer ›Hoffnung‹. Sie kennen doch ›Hoffnung‹? Seine Vertonung von Schillers ›Hoffnung‹?«

Liebermann konnte sich an ein bekanntes Lied mit diesem Titel erinnern und glaubte sogar, die Noten in einem Band »Klassiker des deutschen Liedes« zu Hause zu haben.

»Ja«, meinte Liebermann. »Das kenne ich, glaube ich.«

»Eine Tragödie, dass er so jung gestorben ist. Und eine noch größere Tragödie, dass man sich nur eines Liedes wegen an ihn erinnert.«

»Tuberkulose?«

»Nein. Er ist abgestürzt, beim Bergsteigen, der Schneeberg. Er war mit Brosius und der Gattin von Brosius, Angelika, dort.« Frau Zollinger schüttelte den Kopf. »Ich mochte sie nie sonderlich.«

Anna legte ihrer Großtante beschwichtigend eine Hand auf den Arm und fragte: »Wo praktizieren Sie, Herr Doktor?«

»Am Allgemeinen Krankenhaus.«

Sie schien etwas erwidern zu wollen, aber Frau Zollinger sprach weiter: »Sie war die jüngste Tochter eines bekannten Porträtmalers. Eine gefeierte Schönheit. Brosius verehrte sie. Aber

ich fand sie eitel und oberflächlich. Mein Gatte hat mich immer wegen meiner schonungslosen Art getadelt.«

Die alte Frau sprach noch eine Weile weiter, dann verloren ihre Erinnerungen den Zusammenhang, und sie verstummte. Liebermann nutzte den Augenblick, um sich zu entschuldigen. Er ging ins Foyer, um eine Trabukko zu rauchen. Als er zurückkehrte, war Frau Zollinger weniger gesprächig, und er unterhielt sich statt dessen mit Fräulein Anna. Es war keine sonderlich tief-schürfende Unterhaltung, ein Austausch höflicher Floskeln und freundlicher Fragen.

Die zweite Hälfte des Konzerts war entzückend: Beethovens Oktett in Es-Dur und eines von Mozarts Divertimenti.

Nach der Zugabe, dem Orchesterarrangement eines Brahms-Waltzers, half Liebermann Frau Zollinger, sich zu erheben, und bot ihr an, sie aus dem Gebäude zu geleiten. Es ging langsam, und als sie die Garderobe erreichten, war dort keine Schlange mehr, ein Großteil des Publikums war bereits gegangen. Im Foyer sagte Liebermann: »Draußen ist es sicher kalt. Vielleicht zu kalt für Sie, Frau Zollinger? Warten Sie hier, ich werde Ihnen eine Droschke besorgen.«

»Sie sind zu freundlich«, sagte Anna.

»Wohin wollen Sie?«, fragte Liebermann.

»In den 9. Bezirk, Berggasse 21«, antwortete Anna.

»Berggasse 21? Was Sie nicht sagen!« Er sah Frau Zollinger an.

»Kennen Sie Ihren Nachbarn, Professor Freud?«

»Wie heißt der Professor?«, fragte Frau Zollinger.

»Freud. Ein hochgeschätzter Kollege.«

Der Kopf der alten Frau wackelte verneinend auf ihrem mageren Hals.

Liebermann durchquerte das Foyer und schritt dann durch die Flügeltüren.

Eine der Mozartmelodien fiel ihm wieder ein, das wunder-

bare erste Thema des Adagios, aber nicht in seiner originalen Form. Statt dessen hörte er das Brosius-Arrangement. Die Melodie wurde von einer Flöte und nicht von einer Oboe gespielt, und die pulsierende Begleitung war durch sich auflösende Akkorde ersetzt worden. Die Melodie verfolgte ihn, und als das Fragment von vorne begann, wurde Liebermann klar, dass er Brosius' Musik so bald nicht vergessen würde. Wahrscheinlich würde er sie später beim Einschlafen immer noch hören.

Eine Droschke fuhr lärmend über die Pflastersteine. Liebermann hob die Hand, und der Kutscher hielt an.

Liebermann half Frau Zollinger die Freitreppe hinunter, und sie murmelte: »Er sagte zu mir: ›Sie ist meine Muse.««

»Wie bitte?«, sagte Liebermann.

»Angelika. Er sagte, dass ohne sie die Musik enden würde.«

»Brosius? Er muss sie sehr geliebt haben.«

Frau Zollinger machte eine wegwerfende Handbewegung. Liebermann war klar, dass sie nicht zu ihm sprach, sondern tief in Gedanken Unterhaltungen wiederholte, die in ferner Vergangenheit stattgefunden hatten. Die Musik hatte alte Erinnerungen wiedergeweckt.

Liebermann öffnete die Tür des Fiakers, und die alte Frau zitterte, als die Kälte in ihre brüchigen Knochen drang.

»Ihre Droschke, Frau Zollinger.«

Die alte Frau dankte ihm nicht, und ein weiteres Mal sah sich ihre Großnichte gezwungen, sich für sie zu entschuldigen.

